

Das Verhältnis zum Tod resultiert aus dem Leben

Mord und der gewaltsame Tod durch Krieg, Katastrophen oder in letzter Zeit auch durch terroristische Anschläge sind in den Medien täglich präsent. Einerseits beklagen wir, dass der gewaltsame Tod das wesentliche Element zahlreicher Filme und Serien ist, andererseits aber finden wir genau diese Geschichten spannend und interessant. Im Bereich des Jugendmedienschutzes will man verhindern, dass Kinder durch entsprechende Darstellungen übermäßig verängstigt werden oder dass Jugendliche den Einsatz von Gewalt als normales und erlaubtes Mittel der Konfliktlösung bzw. zur Durchsetzung von Interessen in ihr Weltbild übernehmen. Doch wissen wir wenig darüber, wie Menschen in ihren unterschiedlichen Lebensphasen über den Tod denken. *tv diskurs* sprach mit Dr. Joachim Wittkowski, Diplom-Psychologe und apl. Professor an der Universität Würzburg. Er gehört zu den wenigen Wissenschaftlern, die sich hierzulande seit nunmehr drei Jahrzehnten mit dem Thema Sterben, Tod und Trauern beschäftigen.



Wie kamen Sie darauf, sich diesem Thema zu widmen?

Nach meinem Diplom wollte ich promovieren und habe dafür ein interessantes, wichtiges Thema gesucht. Wenn Sie die Weltliteratur betrachten, finden sie dort immer die Themen Liebe, Machtstreben, Tod und Mord. Denken Sie beispielsweise an Shakespeare, da finden Sie Mord und auch Selbstmord wie in Romeo und Julia. Der Tod ist also ein wichtiges Thema, und das wollte ich nicht als Literaturwissenschaftler, sondern als Psychologe bearbeiten. Vielleicht sind es aber auch persönliche Erfahrungen, die mich unbewusst bestärkt haben, dieses Thema zu bearbeiten. Dabei gab es damals auf den ersten Blick kein wirklich dramatisches persönliches Ereignis. Zwar ist meine Katze, an der ich gehangen habe, gestorben, als ich 14 Jahre alt war. Aber das war es nicht. Im Rückblick jedoch ist mir etwas anderes aufgefallen: Ich bin bei meinen Großeltern mütterlicherseits aufgewachsen, weil mein Vater im Krieg verschollen war. Der Bruder meiner Mutter galt ebenfalls als vermisst. Später wurde mir bewusst, dass meine Großeltern getrauert haben. Sie haben getrauert um den Verlust ihres Sohnes, aber auch um den Verlust ihres Vaterlandes. Die großbürgerliche Welt, aus der meine Großeltern stammten, hatte bereits nach dem Ersten Weltkrieg begonnen, unterzugehen. Und der Verlust von Menschen, von denen man gar nicht weiß, was aus ihnen geworden ist – für die es also keinen Ort zum Trauern gibt –, macht das Trauern schwer. Diese Atmosphäre des Trauerns, auch über Personen, die ich selbst gar nicht kannte, hat mich vielleicht unbewusst beschäftigt und bestärkt, wissenschaftlich zu diesem Thema zu arbeiten. Ein Ziel dabei ist es, den Blick des Wissenschaftlers zu haben und nicht den des klinischen Psychologen oder Therapeuten.



Die Themen des Alterns, des Sterbens und des Todes haben in unserer diesseitsbezogenen Gesellschaft wenig Raum...

Ich bin da vorsichtig. Wahrscheinlich handelt es sich dabei, wie in vielen anderen Bereichen auch, um die Reduzierung von Komplexität. Es gibt meines Wissens keine Untersuchungen darüber, wie Personen, die sich nahestehen – beispielsweise Ehepartner, Eltern und ihre erwachsenen Kinder –, über solche Fragen sprechen: Was ist, wenn ich tot bin, was ist mit meiner Beerdigung, meinem Testament? Dazu gehören auch Fragen der Organentnahme oder der Patientenverfügung. Es gibt viele Anlässe, über den Tod zu sprechen. Natürlich wird dieses Thema nicht an der Wursttheke oder beim Bäcker behandelt, sondern setzt eine bestimmte Beziehung unter Gesprächspartnern voraus.

Es ist nur natürlich, dass man es unangenehm findet, sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen, mit der Vorstellung, dass man nicht mehr sein wird. Betrachten wir die Frage historisch, ist es richtig, dass die unmittelbare Begegnung mit dem Sterben und mit dem Tod heute seltener geworden ist. Kinder haben früher viel öfter kleine und größere Tiere sterben sehen. So wurde beispielsweise geschlachtet, und das wurde natürlich miterlebt. Das wird heutzutage ersetzt durch den distanzierten, virtuellen Umgang mit Tod auf dem Bildschirm. Dort werden wir enorm viel mit dem Tod konfrontiert – in allen Nachrichtensendungen, in Spielfilmen, im Zeichentrick.

Bei unseren Großeltern und Urgroßeltern war das noch ganz anders. In der Kriegssituation war man fast täglich mit Sterben und Tod konfrontiert und wusste selbst nicht, ob man den Abend noch erlebt. Haben diese Erfahrungen vielleicht dazu beigetragen, dass die Menschen nach dem Krieg mit dem Tod nichts mehr zu tun haben wollten?

Betrachten wir zunächst einmal die Situation der Menschen während des Krieges. Sie waren im Sinne der damaligen Zeit und des Systems sozialisiert und ideologisiert, zumindest die meisten von ihnen. Das hat sie befähigt, ihr Leiden – sei es als Soldat oder als Zivilperson – zu ertragen, ihm einen Sinn zu geben. Gerade in der Anfangszeit des Krieges zeugen zum Beispiel Todesanzeigen von einem gewissen Stolz, das heißt, die Menschen waren im Trauern stolz. Im Ersten Weltkrieg war man stolz, wenn Angehörige für Kaiser und Reich gestorben waren, im Zweiten Weltkrieg war es für Führer und Volk. Diese Sinngabe ist ein entscheidender Faktor. Die Alliierten hatten beispielsweise die Idee, die deutsche Bevölkerung durch die Flächenbombardierung zu demoralisieren. Das ist ihnen im Grunde nicht gelungen. Im Gegenteil: Die Menschen wollten erst recht durchhalten, denn all das, was sie schon durchlitten hatten, musste sich doch lohnen haben. Nach dem Krieg, als bekannt wurde, was während der Nazizeit alles geschehen war, ist dieses gigantische Ausmaß an Sterben und Tod überlagert worden von Begriffen wie „Unrecht“ und „Schande“. Sterben und Tod sind für sich genommen schon schrecklich. In dieser Situation kam auch noch die Schande hinzu. Wenn sich die Idee, die das Ganze erträglich gemacht hat, auf einmal als großes Unrecht herausstellt, dann geht dem Volk der Sinn verloren. Im Dr. Faustus von Thomas Mann heißt es: „Wie soll man als Deutscher, der sein Vaterland liebt, weiterleben?“

Ein Beispiel, in dem ein Volk einen hohen Blutzoll gezahlt hat für eine Idee, die richtig war, ist vielleicht der Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg. Im Gegensatz zu den heutigen Kriegen der Vereinigten Staaten wurde das damals als eine gerechte Sache empfunden. Dann kann man den Helden Friedhöfe bauen, man kann seine Veteranen ehren, ihrer gedenken, man kann eine nationale Identität entwickeln, einen Stolz.

Schafft eine solche Geschichte die Distanz zum Tod, die wir in unserer Gesellschaft spüren?

Viele Entwicklungen, die es bei uns gibt, sind aus den USA gekommen. Zum Beispiel der Jugendlichkeitswahn, der dazu führt, die Toten so herzurichten, dass sie besser aussehen als zu Lebzeiten. Die Auswirkungen betreffen weniger die Distanz zum Tod als die Bewertung des Lebens. Bei uns Deutschen schlägt das Pendel dahin gehend um, dass das Leben für uns einen außerordentlich hohen Stellenwert besitzt. Wir haben gewissermaßen etwas gutzumachen. Das wiederum hat Auswirkungen auf die Frage des assistierten Suizids oder des Tötens auf Verlangen – Themen, die bei uns anders diskutiert werden als in Belgien oder Holland. Bei uns kollidieren die Grundwerte der Selbstbestimmung mit dem Wert des Lebens. Die Menschen in anderen Ländern bewerten das Leben nicht so hoch, wie wir das tun. Und das kann man eigentlich nur aus unserer jüngeren Geschichte heraus verstehen.

Wir leben in einer Gesellschaft, die ihren Sinn vornehmlich in einem lustvollen Leben sieht. Führt diese Fixierung bei uns zu einer so starken Ablehnung des Todes?

Ich weiß nicht, ob das stimmt. Es leben ja auch bei uns viele gläubige Menschen, für die es ein Leben nach dem Tod gibt. Aber da existieren natürlich auch Unterschiede: Wer im traditionellen Sinne an die Hölle und an das Fegefeuer glaubt, der wird sich nicht auf den Tod freuen...

Das kommt darauf an, ob man glaubt, in den Himmel oder in die Hölle zu kommen...

Letztlich kann man sich nicht sicher sein, ob man in den Himmel oder in die Hölle kommt. Wer im buddhistischen Sinne die Vorstellung von der Wiedergeburt hat, der mag die Dinge ohnehin anders sehen. Wenn jemand andererseits glaubt, mit dem Tod sei alles aus, wird er sich sagen: Leb dein Leben intensiv! Das ist ein Appell: *carpe diem!* Der eine oder andere wird sich auch vornehmen, Dinge zu tun, die er als sinnvoll erachtet. Das schafft eine andere Art von Zufriedenheit. So kann man eines Tages sagen, dass es zwar nicht immer ein Zuckerschlecken war, aber dass man sein Leben auch nicht verplempert hat. Eine rheinische Frohnatur wird sich unter Glück vielleicht etwas anderes vorstellen als ein Intellektueller oder ein Wissenschaftler. Doch das eine schließt das andere nicht aus. Man kann sich mit Sterben und Tod beschäftigen und trotzdem ein fröhlicher Mensch sein, der viel lacht oder Witze macht.

In welchem Alter fängt man eigentlich an, sich über den eigenen Tod Gedanken zu machen?



Dazu kann ich Ihnen keine gesicherten Erkenntnisse präsentieren. Worauf man sich beziehen könnte, wären die Entwicklungsaufgaben. Nehmen Sie den jungen Erwachsenen bis etwa Mitte 30! Dessen Entwicklungsaufgaben liegen einerseits darin, sich zu etablieren, etwas zu lernen, einen Beruf zu erlangen und andererseits eine Partnerschaft oder eine Familie – so er denn möchte – aufzubauen. Im mittleren Lebensabschnitt geht es darum, Beruf und Familie weiter auszubauen und abzusichern. Das sind Lebensphasen, in denen sich die Menschen sicherlich auch über ihre Endlichkeit Gedanken machen, doch ist das nicht das zentrale Thema dieser Zeit. Beschäftigt sich ein 25-Jähriger ständig mit dem Tod, und zwar nicht sachlich distanziert als Wissenschaftler, würde man sich Sorgen um ihn machen. Später, wenn es auf die 60 zugeht, spielt die Beschäftigung mit diesem Thema eine größere Rolle. Das ist verständlich und gehört zu den Entwicklungsaufgaben. Aber wie gesagt, ich kann Ihnen dazu keine genauen Untersuchungen liefern. Meine Überlegungen gehen von einem Konzept aus, dass teils biologisch und teils sozial bedingt ist. Es gibt eine soziale Uhr, die Lebensabschnitte betrifft. Dazu gehören die Einschulung, der Schulabschluss, der Eintritt in den Beruf, die Kinder, aber auch der Zeitpunkt, an dem die Kinder aus dem Haus sind. Menschen, die im Angestellten- oder Beamtenverhältnis arbeiten, scheiden mit einem bestimmten Alter aus dem Beruf aus. Ebenso sind runde Geburtstage ein Signal, die diesbezüglich eine gewisse Bedeutung haben.

Spielt dabei auch eine Rolle, welche Erfahrungen man bei Mitmenschen aus dem Bekanntenkreis macht?

Sie müssen unterscheiden zwischen dem Sterben und dem Tod. Beim Sterben ist es so, dass dies oft für die Beteiligten unklar ist. Es gibt zum Beispiel eine medizinische Diagnose, doch immer auch Hoffnung und Unsicherheit. Diese ambivalenten Phasen klären sich erst mit dem Tod. Häufig sind Sterbende Menschen, die rein äußerlich noch völlig intakt sind, denen es scheinbar noch gut geht. Hier ist die Frage, inwieweit man im Umgang mit solchen Menschen befangen ist. So möchte man beispielsweise den Sterbenden durchaus aufsuchen und mit ihm sprechen, doch ist man unsicher, wie sich dieser Mensch verhält, wie er damit umgeht. Das kommt natürlich auf die Beziehung an, die schon vorher bestand. Das Sterben kann aus psychologischer Sicht sehr lange dauern, Wochen, Monate oder länger. Für den Betroffenen ist das Sterben eine Art antizipatorisches Trauern um den Verlust der Welt. Er sieht, dass er alles, was die Welt für ihn ausmacht, verlieren wird. Das setzt einen Prozess der Auseinandersetzung in Gang, den man als antizipatorisches Trauern bezeichnet. Dieser Prozess läuft analog zu Beziehungen, die man zu Personen haben kann. So kann man zur Welt eine Hassliebe haben. Oder die Welt uneingeschränkt lieben. Wer etwas weiß über diese Beziehung des Sterbenden zur Welt, kann einschätzen, ob dieser Prozess aller Voraussicht nach eher kompliziert oder einfach für den Betroffenen sein wird. Es kommt also darauf an, wie man mit der Aussicht seines eigenen Todes umgehen kann. Und das wiederum hängt natürlich auch sehr stark damit zusammen, in welchem Lebensabschnitt einen das Sterben trifft. Jugendliche oder junge Erwachsene beispielsweise haben eine noch vorläufige Bindung an die Welt. Sie sind erst dabei, die Welt überhaupt für sich in Besitz zu nehmen. So gesehen müsste ihnen das Sterben leichter fallen, weil sie ihr Verhältnis zur Welt noch gar nicht so entwickelt haben. Vielleicht möchte ein betroffener Jugendlicher aber auch um seine noch ungelebte Zukunft trauern.

Besonders kritisch ist das Sterben der Menschen im mittleren Lebensalter. Der Mittvierziger, der schon einiges zustande gebracht hat, der aber auch noch einiges vor sich hat: Wenn er hört, dass er sterben wird, ist das besonders dramatisch. Für den alten Menschen dagegen ist das Sterben in gewisser Weise unkomplizierter. Er hat sein Leben gehabt. Er muss sich mit dem Vergangenen arrangieren, zum Beispiel mit den Erlebnissen, mit denen er unzufrieden ist oder die ihm vielleicht Schuldgefühle machen. Viele ältere Menschen haben mit dem Leben ihren Frieden geschlossen und stehen dem Tod nicht negativ gegenüber. Man kann das vielleicht mit dem Begriff „lebensatt“ bezeichnen. Was ich damit sagen möchte, ist, dass es auch die Akzeptanz des eigenen Todes gibt, dass es also nicht immer so ist, dass man Angst davor hat. Sterben ist im Grunde auch trivial.

Kann man sich seinen eigenen Tod eigentlich vorstellen? Kann man, wenn man denkt und fühlt, wirklich annehmen, dass im Tod davon nichts übrig ist?

Das ist in hohem Maße altersabhängig. Junge Menschen stellen sich das dramatischer vor, mittelalte Menschen haben vor dem Tod die meiste Angst, Alte hingegen wenig. Was einem immer Gedanken macht, ist die Frage, wie man sterben wird: Hängt man an Schläuchen, wird der Tod hinausgezögert, hat man Schmerzen oder muss man sehr leiden?



Hat die Natur es vielleicht so eingerichtet, dass bei Menschen in jungen und mittleren Jahren der Überlebenstrieb hoch ist, während er im Alter nachlässt? Gibt es so etwas wie eine biologische Uhr, die irgendwann einmal abläuft, was man akzeptiert?

Das führt wieder auf die Qualität der Bindung zurück, von der ich schon gesprochen habe. Wer engagiert im Leben steht, hält entsprechend fest am Leben. Er hat eine konkret gestaltete Zukunft vor sich, die in jungen Jahren noch sehr unbestimmt ist. Bei einem alten Menschen finden wir eher die Bereitschaft, loszulassen. Es ist im Grunde ein natürlicher Prozess, sich im Alter allmählich vom Leben zu lösen. Man hat nicht mehr so viele Bindungen und nimmt sich sukzessive zurück aus Verpflichtungen.

Kinder haben eigentlich am wenigsten Anlass, sich über den Tod Gedanken zu machen. Sie haben ihr Leben vor sich. Gibt es bestimmte Altersphasen, in denen das Thema für Kinder trotzdem relevant ist?

Das Thema Sterben dürfte dabei weniger eine Rolle spielen als das Totsein. Die Frage, was es mit dem Tod auf sich hat, ist Teil der kognitiven Entwicklung der Kinder. Die vier Bereiche – Todeskonzept, Krankheitskonzept, Lebenskonzept und Zeit – verstehen zu wollen, ist Teil der kognitiven Entwicklung. Es ist ein natürlicher Prozess, dass Kinder versuchen, die Welt zu verstehen. In unserem Kulturkreis ist Zeit linear: Was vorbei ist, ist vorbei und kommt nicht wieder. Wenn Kinder draußen spielen, stoßen sie beispielsweise auf eine tote Amsel oder eine tote Katze. Dann stellen sie sich Fragen, was mit dem Tier los ist: Es sieht aus wie ein Gegenstand, aber das Kind weiß ja, dass das mal ein Tier war. Dann fängt das Kind an, zu überlegen: Was ist mit mir? Kann mir das auch passieren? Was ist mit Mama und Papa? Das kann teilweise schon dramatisch werden.

Denken Kinder darüber nach, dass man für ein totes Tier ein Begräbnis oder etwas Ähnliches arrangiert, was sie in unserem Kulturkreis auch für tote Menschen kennen?

In der Regel würden Kinder so etwas vor allem bei Haustieren überlegen, zu denen sie manchmal eine ganz enge Beziehung haben. Das Haustier ist nicht selten ein wichtigerer Gefährte als der Bruder oder die Schwester, mit denen man vielleicht oft Streit und Auseinandersetzungen hat. Manchmal machen Kinder so etwas auch mit Tieren, die sie im Wald oder im Garten finden. Das setzt allerdings voraus, dass das Kind für die Tiere ein gewisses Maß an Empathie empfindet. Dem Kind ist klar, dass das Tier früher lebendig war und nun tot ist. Es unterstellt, dass es schön ist, zu leben, was ja tatsächlich nicht immer so sein muss. Das Tier hat das Leben verloren – deshalb trauert das Kind um das arme Tier und will ihm wenigstens noch ein angemessenes Ruhebett verschaffen.

Dient die Beerdigungs- oder die Trauerkultur den Kindern dazu, den konkreten Tod besser verarbeiten zu können?



Das halte ich für spekulativ. Wenn man mit etwas fertig werden will, setzt das ja voraus, dass es etwas Schlimmes ist. Das kleine Kind, von dem wir sprechen, ist in der Phase eines anthropomorphisierenden Weltbildes: Es unterstellt dem Tier ähnliche Lebensweisen, wie das Kind sie selbst hat beziehungsweise die Menschen sie haben. Das ist Ausdruck seiner Empathie: Es legt das eigene Erleben in das Tier hinein. Das machen Kinder unter Umständen auch mit Pflanzen oder mit Objekten.

Im Bereich des Jugendschutzes befürchten wir, dass die Konfrontation mit Sterben und Tod in den Medien jüngerer Kindern Angst macht. Das scheint aber – im Hinblick auf Ihre Ausführungen – gar nicht zu stimmen.

Besonders bei kleinen Kindern ist das nicht so. Doch muss man natürlich schauen, in welchem Kontext der Tod auftritt. Ist er mit Gewalt oder Drohung verbunden, kann sich bei dem Kind die Schlussfolgerung einstellen, es könnte selbst Opfer werden. Der Tod, der neutral, sachlich und vielleicht eingebettet in ein beschützendes Milieu erlebt wird, ist für Kinder normalerweise gut zu verkraften. Ist der Großvater gestorben, sprechen die Erwachsenen beispielsweise darüber, dass man den Toten noch einmal sehen möchte, und dann fragen Kinder durchaus, ob sie mitkommen dürfen. Ich würde das immer unterstützen, dem Kind aber auch die Möglichkeit geben, jederzeit wieder zu gehen, wenn es ihm nicht gefällt. Gerade bei jüngeren Kindern würde ich hier als Antrieb Neugier vermuten. Problematisch wird es allerdings dann, wenn das Verhalten der Eltern zu einer Verunsicherung beim Kind führt. Gewinnt das Kind durch die Reaktion der Eltern den Eindruck, der Tod habe etwas Schreckliches oder Bedrohliches, wird sich das auf das Kind übertragen. Die Probleme ergeben sich also mehr aus der Reaktion der Erwachsenen. Das Kind hat eine natürliche, altersgemäße Haltung. Das hängt damit zusammen, dass das Kind – verglichen mit einem Erwachsenen – noch eine unvollständige Sichtweise hat, denn es stellt zwar fest, dass der Mensch tot ist, glaubt jedoch, dass er wiederkommen kann. Die Irreversibilität des Todes ist für

Kinder noch nicht verfügbar. Kinder denken auch bei Beerdigungen, der Tote könne sie noch hören und noch etwas fühlen. Erst mit etwa 10 Jahren sind für die Kinder alle vier Komponenten des Todes verfügbar – einschließlich der Universalität, nämlich der Erkenntnis, dass alle Lebewesen sterben müssen. Erst dann wird dem Kind klar, dass es selbst eines Tages sterben muss. Die Vorstellungen über das Sterben selbst haben dann aber mit dem Krankheitskonzept zu tun. Zuerst verstehen Kinder, dass das Sterben und der Tod Folgen von Gewaltwirkungen von außen sind. Dass aber Todbringendes im Körper selbst wachsen kann, das verstehen Kinder erst relativ spät.

Die Vorstellung, erschlagen oder erschossen zu werden, ist demnach für das Kind erträglicher als ein Tod infolge einer Krankheit?

Erträglicher will ich nicht sagen. Aber es passt in das kindliche Weltbild, übrigens nicht erst, seitdem es entsprechende Filme oder Serien im Fernsehen gibt. Denken Sie an die Märchen. Diese sind voll von Gewalt. Max und Moritz wurden durch die Mühle gedreht und kamen hinterher als Mehl heraus. In den Märchen kommt kaum jemand ums Leben, weil in seinem Körper eine Krankheit wächst, die diesen zerstört. Denn das setzt Detailkenntnisse über das, was sich im Körper abspielt, voraus. Dass man durch Gewalt ums Leben kommt oder vom Blitz erschlagen wird, kann sich ein Kind leichter vorstellen.

Verändert sich das Verständnis eines Kindes zum Tod, wenn es beispielsweise erlebt, dass ein Angehöriger stirbt?

Vielleicht geht es dabei gar nicht so sehr um das Sterben. Wichtiger ist, dass das Kind mit dem Tod eines Angehörigen eine wichtige Bezugsperson verliert. Das trifft vor allem dann zu, wenn es sich um die Eltern handelt, von denen Kinder emotional abhängig sind. Es ist eine andere Art von Bindung als die, die Erwachsene miteinander eingehen. Bei Partnerschaften oder Freundschaften unter Erwachsenen handelt es sich um emotional eigenständige Menschen, die eine Beziehung miteinander haben. Bei Kindern ist das jedoch eine abhängige Beziehung, die man durch den Tod verliert. Das Problem für das Kind liegt also – wie schon gesagt – vor allem im Verlust einer wichtigen Bezugsperson, die es für sein eigenes Wohlergehen und seine weitere psychosoziale Entwicklung vital benötigt. Die Person ist weg und nicht zu ersetzen. Doch würde die Mutter beispielsweise zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt, hätte das für das Kind den gleichen Effekt. Man kann dann zwar Briefe schreiben, aber praktisch ist sie weg. Und gedanklich kann das Kind auch zu der verstorbenen Mutter eine Beziehung erhalten. Was jetzt das Sterben anbelangt, da geht es um das Bangen, da absehbar ist – auch wenn das Kind die sachlichen Einzelheiten des Krankheitsprozesses nicht versteht –, dass es mit dem Menschen zu Ende geht. Dieser antizipierte Verlust ist das, was für das Kind bedrohlich ist. Das vermitteln sicher auch die Reaktionen der Erwachsenen, die nicht zu vermeiden sind. Eine klassische Analogie ist eine Elternbeziehung, die auf eine Scheidung hinausläuft, die vor den Kindern geheim gehalten werden soll. Dabei wissen die Kinder in der Regel viel früher, als die Eltern glauben, was los ist.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.

Literatur:

Wittkowski, J.:
Psychologie des Todes.
Darmstadt 1990

Wittkowski, J. (Hrsg.):
Sterben, Tod und Trauer: Grundlagen, Methoden, Anwendungsfelder.
Stuttgart 2003

